



Michael Pollan
Meine zweite Natur
Vom Glück, ein Gärtner zu sein
ISBN 978-3-86581-457-9
368 Seiten, 13 x 20,5 cm, 19,95 Euro
oekom verlag, München 2014
© oekom verlag 2014
www.oekom.de

Zwei Gärten



Mein erster Garten war ein Ort, von dem kein Erwachsener je etwas erfuhr, obwohl er sich auf dem *backyard*, dem rückwärtigen Teil einer Vorstadtparzelle von rund 1 000 Quadratmetern, befand. Hinter unserem Haus in Farmingdale auf Long Island gab es eine unbeschnittene Hecke aus Flieder und Forsythien, die man gepflanzt hatte, um den Lattenzaun des Nachbarn zu verdecken. Mein Garten, den ich mir mit meiner Schwester und unseren Freunden teilte, bestand aus dem Streifen nicht bepflanzter Erde zwischen Hecke und Zaun. Wenn ich sage, dass von den Erwachsenen keiner etwas davon wusste, dann deshalb, weil in deren gärtnerischem Verständnis eine solche Hecke bündig mit dem Zaun abschließt. Für einen Vierjährigen jedoch ist der Raum unter den gewölbten Zweigen eines Forsythienstrauches so großartig wie das Innere einer Kathedrale, und zwischen einem Fliederbusch und einer Mauer gibt es Platz genug für eine ganze Welt. Wann immer ich das Bedürfnis hatte, der Reichweite des Erwachsenenradars zu entkommen, krabbelte ich unter das Forsythiengewölbe und zwängte mich zwischen zwei Fliederbüsche,

und schon war ich sicher und ganz für mich allein in meinem eigenen grünen Raum.

In meiner Erinnerung ist dieser Ort heute ein Garten, nicht nur, weil er einen abgeschlossenen und privilegierten Raum im Freien bot, sondern auch, weil ich hier tatsächlich zum ersten Mal etwas pflanzte. Die meisten Bilder, die ich aus dieser Zeit ins Gedächtnis zurückholen kann, sind unklar und flüchtig, aber dieses eine spult sich ab wie ein Zelluloidstreifen. Es muss September sein. Ich bin allein hinter der Hecke, vielleicht verstecke ich mich vor meiner Schwester oder treibe mich sonst irgendwie herum; da entdecke ich plötzlich einen getüpfelten, grünen Fußball mitten in einem Gewirr von Ranken und breiten Blättern. Eine Wassermelone. Ein Gefühl überkommt mich, als hätte ich einen Schatz gefunden – wie bei einer plötzlichen Wende des Schicksals, bei einem unerwarteten Segen von oben. Dann stelle ich die hochbedeutsame Verbindung her zwischen dieser Melone und einem Samen, den ich vor vielen Monaten gepflanzt oder jedenfalls ausgespuckt und verbuddelt habe: Das *ist mein Werk*. Einen Augenblick lang bin ich hin- und hergerissen zwischen der Möglichkeit, die Melone am Fundort reifen zu lassen, und dem überwältigenden Wunsch, meine Leistung öffentlich bekannt zu machen: *Mami muss das einfach sehen*. Ich zerreiße also den Strang, der die Melone mit den Ranken verbindet, nehme sie schützend in meine Arme und renne, die ganze Zeit aus Leibeskräften schreiend, Richtung Haus. Die Wassermelone ist allerdings tonnenschwer, und in dem Augenblick, in dem ich die hintere Treppe erreiche, verliere ich das Gleichgewicht. Die Melone springt aus meinen Armen und zerplatzt in einer rosaroten Explosion auf dem Beton.

Die Luft füllt sich mit Wassermelonenduft, dann bricht die Erinnerung ab. Ich kann mich nicht erinnern, aber ich muss geweint haben, als ich erleben musste, wie mir ein so großartiger Triumph entrissen wurde, als ich erfahren musste, wie das Schicksal des

*Humpty-Dumpty** aus dem Kinderreim plötzlich auf meinem vierjährigen Gewissen aufschlug und irreparabel vor meinen Füßen lag. Jeder Garten wird an allen Ecken umspielt von Erinnerungen unterschiedlichster Art; daher rührt viel von seinem Klangraum und Geschmack. Seit jenem Nachmittag habe ich Tausende von Stunden im Garten verbracht, und in gewisser Weise ging es während dieser ganzen Zeit auch darum, jene Wassermelone wiederzufinden und das Gefühl des Stolzes, das mich bei ihrer Entdeckung erfüllte.

Ich weiß nicht mehr, ob ich ein Stück der Melone zu retten versuchte, um sie meinem Vater zu zeigen, als er von der Arbeit nach Hause kam. Ich darf aber annehmen, er wäre nicht sonderlich beeindruckt gewesen. Mein Vater hatte für Gartenarbeit wenig übrig, das zeigte auch das relativ kleine Gelände um unser Farmhaus. Der Rasen wuchs ungleichmäßig und wurde nie ordentlich gemäht, die Hecken waren struppig und nicht beschnitten, und im Sommer bedienten sich Horden von Japankäfern ungestört an unseren Rosenbüschen. Mein Vater war ein Junge aus der Bronx, den es im Zuge der Wanderungsbewegungen nach dem Krieg in die Vorstädte verschlagen hatte. Auf Long Island ein Haus mit Grundstück zu kaufen, war in den 1950er-Jahren einfach angesagt. Damit drückte man auch seinen Status aus, wenn man als Anwalt oder Zahnarzt anfang (er war Anwalt). Mit Sicherheit war es nicht die Begeisterung für frische Luft gewesen, die ihn aus der Stadt vertrieben hatte. In meiner Erinnerung gibt es einige Bilder von meinem Vater, wie er mit seiner *Salem*-Zigarette und einem Cocktailglas hinter dem Haus auf der Betonterrasse steht, kein einziges jedoch – mit einer Ausnahme, zu der ich noch kommen werde –, wie er draußen im Garten den

* *Humpty Dumpty* ist eine Figur aus einem im englischen Sprachraum sehr bekannten Kinderreim. Sie ist ein menschenähnliches Ei, das von einer Mauer fällt und zerbricht.

Rasen mäht oder Unkraut jätet oder sonst irgendwie die Rolle eines Vorstadtvaters spielt.

In meiner Erinnerung ist er ein Papa, der sich ausschließlich im Haus aufhielt. Dort lief er das ganze Jahr hindurch in der immer gleichen Uniform herum, die aus einem Freizeithemd, schwarzen Socken, Schnürschuhen und Boxershorts bestand. Vielleicht hielt er sich immer drinnen auf, weil er Hosen nicht leiden konnte, oder er nutzte die Boxershorts als ein Mittel, das Verlassen des Hauses zu umgehen. Wie dem auch sei, auf jeden Fall hatte meine Mutter nur zwei Möglichkeiten: Entweder erledigte ihr Gatte die Gartenarbeit in der Unterwäsche oder er machte sie gar nicht. Beide Optionen kommen in der Vorstadt nicht wirklich infrage. Während die Boxershorts Papa also an den Küchentisch gefesselt hielten, kam der Garten immer weiter herunter, bis zu dem Punkt, an dem er sich zu so etwas wie einem Skandal für Nachbarschaft und Familie auswuchs.

Der Vater meiner Mutter lebte einige Kilometer entfernt, in Babylon, in einem großen Haus mit wunderschönen gepflegten Gartenanlagen, und man konnte Gift darauf nehmen, dass der Zustand unseres Gartens ihn zum Wahnsinn trieb – was möglicherweise durchaus beabsichtigt gewesen war. Mein Großvater war ein etwas herrischer Patriarch, den mein Vater nicht ausstehen konnte. Er wurde 96 Jahre alt. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg war er aus Russland nach Long Island gekommen. Er fing bei null an, verkaufte erst Gemüse von einem Pferdewagen aus, häufte dann aber ein Vermögen an, erst mit Obst und Gemüse und später mit Immobilien. Mit der Wahl meines Vaters hatte meine Mutter ein oder zwei Stufen unterhalb ihres Standes geheiratet, und Großvater machte es sich zur Aufgabe, das Opfer, das seine älteste Tochter gebracht hatte, so klein wie möglich zu halten – oder, anders betrachtet, die Defizite meines Vaters hervorzuheben. Dies tat er, indem er meinem Vater ungefragt und unentwegt berufliche Ratschläge, Geschäftstipps

(»ausnahmslos miese Deals«, so mein Vater) und Hilfe bei der Gartenarbeit anbot.

So wie andere Leute Blumen schicken, schickte Großvater ganze Gärten. Normalerweise trafen sie ohne Vorankündigung ein, in einer Karawane von Lastwägen. Am Randstein tauchten zwei oder drei Tieflader auf, und eine ganze Mannschaft italienischer Arbeiter schwärmte über das Grundstück aus, um das auszuführen, was Großvater sich jeweils an neuen Plänen ausgedacht hatte. Bei einer Gelegenheit schickte er einen ganzen Rosengarten, der sich fortan über die gesamte Länge unseres Grundstücks erstreckte, vom Randstein bis zum hinteren Zaun. Aber Großvater beließ es nicht beim Schicken von Rosenbüschen. Er verachtete selbst die Erde meines Vaters. Von *seinen* Pflanzen konnte man nicht erwarten, dass sie in einer solchen Erde wachsen würden. Also ließ er seine Männer einen 17 Meter langen Graben ausheben, einen Meter breit und 30 Zentimeter tief, die Erde von Hand entfernen und dann durch Erde aus seinem eigenen Garten ersetzen, die er per Lastwagen hatte heranschaffen lassen. Auf diese Weise würden die Rosen (die ebenfalls aus Großvaters Garten stammten) keiner unnötigen Belastung ausgesetzt und die armselige vernachlässigte Erde meines Vaters wäre wenigstens teilweise ausgeglichen. Manchmal hatte es den Anschein, als sei mein Großvater darauf aus, jedes bisschen Erde rund um unser Haus auszutauschen, Quadratmeter für Quadratmeter.

Nun ist einem jeden guten Gärtner die Erde genauso wichtig wie die Pflanzen, aber dass mein Großvater sich mit einer solchen Besessenheit um gerade dieses Stückchen Erde kümmerte, hatte wohl einen tieferen Grund. Zweifellos sah mein Vater, der als Erster in seiner Familie ein Haus sein Eigen nannte, in dem Wunsch seines Schwiegervaters, unsere Erde durch seine eigene zu ersetzen, die Grundlage seiner Unabhängigkeit infrage gestellt. Und das war vielleicht nicht ganz unbegründet: Großvater hatte meinen Eltern das Geld für die

Anzahlung geschenkt (4 000 Dollar; das ganze Haus hatte 11 000 Dollar gekostet), und wie die meisten seiner Geschenke gab es auch dieses nicht ohne Hypothek. Die unerbetenen Hilfen bei der Gartengestaltung ebenso wie Großvaters Gewohnheit, immer wieder einmal gegen die Hauswände zu klopfen, als wolle er die Instandhaltung überprüfen, lassen vermuten, dass er sich in unserem Haus auch und in nicht geringem Maße als Eigentümer fühlte. Die Rolle des Hausbesitzers behagte Großvater mehr als alles auf der Welt, und solange mein Vater nicht bereit war, sich als Mieter zu betrachten, konnten sie unmöglich miteinander auskommen.

Vielleicht war seine Fürsorge für unsere Erde aber auch eine Erweiterung seiner echten und tief empfundenen Liebe zum Land. Ich meine hier nicht die Landleibe im Sinne des Naturfreundes. Das Land, an dem sich der Naturliebhaber erfreut, ist abstrakt und letztendlich von keinem Individuum wirklich in Besitz zu nehmen. Großvater liebte das Land im Sinne von Grund und Boden – als eine verlässliche, wenn auch irgendwie mystisch angehauchte Quelle persönlichen Reichtums. Ganz gleich, was auf der Welt passierte, ganz gleich, welchen Unsinn die Regierung gerade wieder anstellte, beim Land konnte man sich darauf verlassen, dass es seinen Wert behielt und vermehrte. Im schlimmsten Fall war aus einem Grundstück immer noch ein Ernteertrag zum Vermarkten herauszuholen, und mit großer Wahrscheinlichkeit ließ es sich so gut wie immer mit Gewinn wieder verkaufen, zumindest auf Long Island. »Sie können mehr Geld drucken«, pflegte er zu sagen, »und sie können neue Aktien und Pfandbriefe drucken, aber mehr Land drucken, das können sie nicht.«

In seinem Kopf existierten der Landwirt der Alten Welt und der Projektentwickler Seite an Seite; er war beides und empfand dabei keinen Widerspruch. Beide hatten, wenn sie ein Stück Land betrachteten, potenziellen Reichtum vor Augen. Es machte keinen Unterschied, dass der eine einen Kartoffelacker sah und der andere eine Wohnbe-

bauung. Großvater brachte es fertig, das Land am Morgen liebevoll zu bestellen, am Nachmittag auszuplündern und sich dabei rundum zufrieden zu fühlen. Als Thoreau sein Bohnenbeet pflanzte, sagte er, sein Ziel sei, die Erde »Bohnen sprechen« zu lassen. An manchen Tagen ließ mein Großvater die Erde Gemüse sprechen, an anderen Tagen dagegen Einkaufszentren.

In seinen Jugendjahren begann Großvater mit dem Obst- und Gemüsegroßhandel in Suffolk County, das damals überwiegend landwirtschaftlich genutzt wurde. Er kaufte Obst und Gemüse von den Farmern und verkaufte die Ware an Restaurants und später auch an die Militärstützpunkte, die während des Krieges auf Long Island aus dem Boden schossen. Er schaffte es, während der ganzen Wirtschaftskrise Gewinne zu machen und nutzte seine Ersparnisse, um in der Depression landwirtschaftliche Flächen zum Tiefstpreis zu kaufen. Als nach dem Zweiten Weltkrieg die Vorstädte auf einmal Konjunktur hatten, sah er seine Chance gekommen. Für Pendler, so war die allgemeine Meinung, war Suffolk County zu weit von der Stadt entfernt, aber Großvater vertraute darauf, dass die Vorstadtelle irgendwann auch dort ankommen würde. Sein Glaube an diese Gegend war so stark, dass man ihn, seinem Nachruf im *Newsday* zufolge, in Geschäftskreisen *Mr. Suffolk* nannte.

Großvater arbeitete an vorderster Front, genau dort, wo die Vorstadt im Vormarsch war, und spekulierte mit dem Land, als im Zuge der Suburbanisierung Stück für Stück Farmen in Reihenhäuser und Einkaufszentren umgewandelt wurden. Er begriff, was die New Yorker mit solcher Kraft immer weiter hinaus Richtung Osten trieb, weil er das Gleiche empfand. Da gab es die Angst und die Verachtung gegenüber dem Stadtleben – die übliche idealisierte Weltsicht der Vorstadtbewohner. Es gab aber auch ein edleres Motiv: Man wollte ein Utopia der Mittelklasse bauen, getrieben durch einen Unabhängigkeitsdrang à la Jefferson und durch den inneren Wunsch, für die eigenen Kinder

